



# Ausgezeichnete Texte

Schreibwettbewerb KSBG 2022

## Kategorie A

- |   |      |
|---|------|
| 1. Antonia Schäfer,<br><b>Die Entscheidung</b>      | 2bUG |
| Carlotta Schelmoser,<br><b>Brotkrümel</b>           | 1nI  |
| 2. Paula Notter<br><b>Ausgeliefert</b>              | 1iW  |
| 3. Rahel Noger,<br><b>Erinnerungen an einen Ort</b> | 2bUG |

## Kategorie B

- |   |      |
|---|------|
| 1. Carolina Schäfer,<br><b>Ja</b>   | 3aLM |
| 2. Dana Eisenring,<br><b>Zu viel</b>  | 2bLI |
| Katalin Haarer,<br><b>Der Ja-Markt</b>                                      | 4eNP |
| 3. Philipp Straetling,<br><b>Wie die Wörter Ja und Nein entstanden sind</b> | 4kW  |

## Anerkennungspreise

- |               |      |
|---------------|------|
| Una Devic,    | 1bUG |
| Sara Guidon   | 1eNP |
| Nela Sarek    | 1iW  |
| Lino Nehmiz   | 2hW  |
| Monja Becht   | 3pIG |
| Maylin Kleger | 4pMG |

## Die Entscheidung

Es ging jetzt schon seit fast zwei Jahren so. Jeden zweiten Freitag schlief ich bei ihr, alle anderen schlief sie bei mir. Alle diese Freitage verliefen gleich: Wir assen etwas und dann schauten wir einen Liebesfilm. Diese Woche war ich an der Reihe, meine Freundin Lydia zu besuchen, Lydia mit ihren langen roten Haaren, ihren Sommersprossen und ihrem Abstand zwischen den Vorderzähnen, wie Vanessa Paradis.

Ich stand vor dem Spiegel, um mir die frisch gewaschenen Haare zu kämmen, und überlegte, wie ich es Lydia am schonendsten sagen könnte. Sie war ja ein netter Mensch, ausserdem hübsch und intelligent, und ich hatte eigentlich immer gerne mit ihr meine Zeit verbracht. Aber irgendwann war es mir zu langweilig geworden. Das gemeinsame Essen war langweilig, unsere Gespräche waren langweilig, die Liebensfilme waren langweilig. Das würde heute der letzte langweilige Freitag werden. Ich hatte beschlossen, an diesem Abend mit ihr Schluss zu machen.

Ich schaute auf die Uhr: Schon so spät! Ich musste mich auf den Weg machen. Also zog ich Schuhe und Jacke an, nahm den Blumenstrauss, steckte den Abschiedsbrief, den ich Lydia geschrieben hatte, in die Hosentasche und verliess das Haus.

Mein Kopf war voller Gedanken: Wie wird sie es verkraften? Wird sie weinen? Mache ich einen Fehler? Lydia tat mir ja leid. Sie konnte nichts dafür. Sie liebte mich. Aber wie mein Vater immer zu sagen pflegte: Eigenes Wohl geht vor! Ich stimmte ihm zwar nicht immer zu, aber in diesem Fall hatte er recht.

Ich war noch ganz in Gedanken versunken, als ich an der Haustüre ankam, hinter der Lydia wohnte. Ich nahm einen tiefen Atemzug, strich meine Haare aus dem Gesicht und drückte die Klingel. Lydia öffnete die Tür und gab mir einen Kuss zur Begrüssung. Mist! - Sie sah heute besonders hübsch aus. Als ich meine Jacke aufhängte, hörte ich Stimmen. Die Nachrichten, dachte ich, und betrat das Wohnzimmer.

Ich hatte mich getäuscht - es waren nicht die Nachrichten: Lydias kleiner Esstisch stand mitten im Zimmer, daran war der Schreibtisch und der Campingklapptisch geschoben und drumherum sassen ungefähr zehn Leute, die ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte. «Ich habe gedacht, es wird endlich Zeit, dir meine Familie vorzustellen.» Lydia sah mich strahlend an und ihre Familie strahlte auch. Ich lächelte gequält. Warum musste sie genau heute ihre Familie einladen? Dann gebe ich ihr den Brief eben nächste Woche. «Können wir endlich essen, Tante Lydia?», fragte einer der Neffen.

Es gab Spaghetti mit selbstgemachter Sauce, aber ich kam kaum zum Essen, weil am Tisch so viel los war. Lydias Mutter begann ihre Nudeln erst zu essen, nachdem Lydia ihr dreimal erklärt hatte, dass die Haare in der Sauce keine Haare waren, sondern nur die Fäden vom geschmolzenen Käse. Lydias Oma schnitt ihre Spaghetti in kleine Stücke, um sie dann aus dem Teller löffeln zu können. Lydias siebenjährige Nichte Mia zeigte ihrer kleinen Schwester Anni, wie man die Spaghetti schön mit der Gabel aufrollt, aber Anni war zu beschäftigt, ihr Gesicht mit Sauce zu beschmieren, um Mia zuzuhören. Peter und Paul, Lydias fünfjährige Zwillingssneffen, assen die Spaghetti im Teamwork, jeder von einem Ende her, bis ihre Münder sich berührten und sie jedes Mal laut «Bäähh!» riefen. Lydias Bruder war so

begeistert von den Spaghetti, dass er Lydia alle fünf Minuten mitteilte, dass es die besten Nudeln waren, die er jemals gegessen hatte, bis ihm seine Frau einen bösen Blick zuwarf und er sich seinen Nudeln nur noch stumm widmete. Währenddessen erzählte Lydias Vater die ganze Zeit mit vollem Mund Geschichten über Lydia, als sie noch klein war, und Lydias Opa klatschte in die Hände, wenn ihm eine Geschichte besonders gefiel. Aber der Hit des Abends war Lydia: Sie zeigte allen, wie sie die Spaghetti einzeln durch ihre Zahnlücke aufsaugen und mich dabei von oben bis unten mit Sauce vollspritzen konnte. Ich musste darüber so sehr lachen, dass mir der Wein aus den Nasenlöchern hinauslief.

Nachdem wir gegessen hatten, sassen wir alle satt da und schlürften unseren Tee. Ich war so entspannt, dass ich zusammenzuckte, als Lydia sich plötzlich laut räusperte und sagte: «Es gibt einen bestimmten Grund, warum ich euch heute alle zu mir eingeladen habe: Ich habe eine Entscheidung getroffen, die mein Leben verändern wird. Hoffentlich.» Alle hörten auf zu schlürfen. Das Einzige, was man jetzt noch im Raum hören konnte, war das Kauen und Schlucken von Paul, der genüsslich sein viertes Kuchenstück verzehrte. Lydia stand auf und kniete sich neben meinem Stuhl auf den Boden. Sie hob ihre Hand, in der eine kleine Box lag, und öffnete sie: «Willst du mich heiraten?» Die Worte hallten in meinem Kopf nach. Ich blickte auf und sah zuerst in Lydias Augen und dann in zehn weitere Augenpaare, die mich erwartungsvoll anschauten. Lydias Oma hatte Tränen in den Augen und Lydias Eltern hielten sich an den Händen. Die Nichten präsentierten strahlend ein selbstgemaltes Plakat, auf dem *Marry Me* stand. Und die Neffen grinsten einfach von einem Ohr zum anderen.

Ich schaute hinunter auf den Ring in dem Böxchen. Ich konnte den Abschiedsbrief an Lydia durch die Hosentasche spüren und der Schweiß schoss mir aus den Poren. Ich blickte Lydia in die Augen und, was als nächstes aus meinem Mund kam, konnte ich nicht kontrollieren: «Ja!» Lydia brach in Freudentränen aus und ihre Familie stand auf, um uns zu gratulieren. Doch in meinem Kopf rasten die Gedanken umher, wie ein Schwarm von Fischen. Ich konnte es nicht glauben! Was hatte ich mir dabei gedacht? Ich wollte ihr doch heute den Abschiedsbrief geben! Jetzt war es zu spät. Warum wollte ich eigentlich mit ihr Schluss machen? Ich wusste es nicht mehr.

Als alle Gäste gegangen waren, umarmte mich Lydia und gab mir einen Kuss. «Ich bin so glücklich, dass du Ja gesagt hast! Ich war mir nicht ganz sicher.» Ich strich ihr die Haare aus dem Gesicht. «Aber Lydia, warum sollte ich denn nicht Ja sagen? Du bist nett, hübsch und intelligent. Und gar nicht langweilig! Übrigens wollte ich dir heute Abend auch etwas Wichtiges sagen, aber du bist mir zuvorgekommen. Und ich bin sehr froh darüber.»

Und dann spülte ich den Abschiedsbrief das Klo hinunter und wir schauten uns einen Film an, den Lydia aussuchte: *Manche mögen's heiss*.

## Brotkrümel

Er schnippte seine Zigarette weg. Einfach auf den Boden, ohne darauf zu achten, ob sie bereits erloschen war. Der Horizont war von grauem Rauch bedeckt und verdeckte somit die Sicht auf die Abendsonne. „Verdammtes Stadtleben!“, fluchte er und stieg in die nächste Strassenbahn. Er wusste nicht einmal, wo sie hinfährt. Er sass einfach da, in der Strassenbahn Nummer 11, ohne Plan und blies Trübsal. Die anderen Fahrgäste waren ihm schnuppe. Die hatten alle ein Leben mit Ziel, mit Erfolg oder Misserfolg, alle ausser ihm. Verdammte Mitmenschen, schimpfte er in Gedanken und machte so ein grimmiges Gesicht, dass man sich nicht mal getraut hätte, ihn zu grüssen. Die folgenden Minuten wurden zu Stunden und immer noch sass er in der Strassenbahn und dachte über sein Leben nach. Von Minute zu Minute wurde er immer misstrauischer, denn er hasste sein Leben, das Leben an sich, alles daran. Jeden Tag derselbe Mist, ein Job, der ihm nicht taugte, davor und danach eine halbe Packung Zigaretten, sonst absolut gar nichts und niemanden.

„Endstation, wir bitten alle Fahrgäste auszusteigen.“ Er blieb noch ein paar Minuten sitzen, einfach aus Protest, dann liess er es doch bleiben und stieg aus. Er hatte es nicht eilig, heimzukommen, es wartete ja niemand zuhause, keine Frau, keine Kinder, nicht mal eine Katze; - ach was solls, er hasste Katzen. „Verdammte Liebe, verdammte Katzen!“, fluchte er erneut, jedoch floss ihm bei diesem Gedanken eine Träne über die Wange. Im Dämmerlicht stand er da, neben den Gleisen und überlegte, ob er sich, wenn die nächste Strassenbahn vorbeifährt, einfach vor sie auf die Gleise werfen sollte. Vielleicht wären ein paar Augenzeugen für einen Moment geschockt, um dann doch im nächsten ihren Alltag fortzuführen. Nein, das Leben meinte es einfach nicht gut mit ihm, oder er mit dem Leben. Und er hatte alle Gründe sich dagegen zu entscheiden. Schon bald fünfzig Jahre alt und kaum etwas erreicht, alleine, - und schon kurz nach seinem Tod würde man ihn vergessen. Obwohl ihn der Gedanke noch immer nicht los liess, wischte er die Träne weg, ging in den nächstbesten Park und nahm auf einer Bank Platz. Ein anderer hätte den Ort als wundervoll bezeichnet, mit den wilden Pflanzen um den Teich herum; er jedoch gebrauchte solche Begriffe nicht. Trotzdem, ob er es wollte oder nicht, dieser

Ort berührte ihn und zum ersten Mal an diesem Tag blickte er um sich. Er bemerkte Umriss einer dünnen, gealterten Person, es war eine ältere Frau. Beim genaueren Betrachten erkannte er, dass sie lächelte, ab und zu gab sie auch ein Lachen oder Glucksen von sich. Warum lachte die Alte so? fragte er sich, sie ist doch ganz alleine, ohne jemanden, der sie zum Lachen bringen könnte. Doch da sah er, wie sie kleine braune Brocken in den Teich warf, Brotkrümel. Enten schwammen und schnappten danach. Sie gluckste jedes Mal, wenn eines geschnappt wurde und summteliebevoll „putputput, kommt, meine kleinen Entlein“. Er wollte sich gerade über die merkwürdige Frau aufregen, aus reiner Gewohnheit, doch sie stand nur da, leicht geknickt durch die Last des hohen Alters, und trotzdem schien sie zufrieden und dankbar. Er verspürte eine gewisse Ähnlichkeit und Vertrautheit bei ihrem Anblick und doch merkte er, dass sie etwas Entscheidendes unterschied. Was war, abgesehen vom Altersunterschied, so verschieden zwischen ihnen? Was hatte sie für eine andere Entscheidung getroffen als er? Er beobachtete die Frau und wunderte sich, wie ihn der Anblick einer anderen Person, sogar einer alten Dame, so tief berühren konnte. Es stimmte ihn weder traurig noch überglücklich, aber es leuchtete ihm etwas klar und deutlich ein. Sie flüsterte noch ganz vertraut etwas den Enten zu und packte ihre Brottüten zusammen. Er wusste, er würde eine wichtige Entscheidung für sich treffen. Das Leben war nun mal eine Entscheidung.

Sie schlurftel mit ihrem letzten Stück Brot den Parkweg entlang und biss genüsslich hinein. Als sie bei seiner Bank vorbeitrottete, hob sie leicht den Blick, sah ihm in die Augen und lächelte. Sie liess den Blick sinken und entfernte sich. Er blieb noch ein paar Minuten sitzen, stand auf und schlenderte den Weg entlang. Er verspürte einen kleinen, weichen Gegenstand an seinen Schuhsohlen kleben, Brotkrümel.

## Ausgeliefert

Er sah durch ein kleines Fenster auf einen Spielplatz, sah dort die fröhlichen Gesichter der Kinder. Eigentlich ein schöner Anblick, wenn man sich den Stacheldraht wegdachte. Dies war kein normaler Spielplatz. Nein, alles hier war nicht normal und trotzdem versuchte man sich so gut wie möglich vor der Wahrheit zu verstecken.

Das hier war eine Auffangstelle für Flüchtlinge, die entweder abgeschoben oder aufgenommen werden. Diese Tatsache hat das Leben von Malek verändert, seit er vor zwei Jahren mit seiner Mutter und Schwester voller Erwartungen, nach einem ganzen Jahr auf der Flucht, angekommen war. Ja, er hatte gehofft die schwierigste Zeit hinter sich zu wissen. Aber dem war nicht so, sie hatte erst begonnen. Jetzt fragt man sich vielleicht, ob es nicht besser ist in einem Lager als auf der Flucht. Aber es würde jeden kaputt machen, das Warten, das Ungewisse.

Maleks Alltag hatte keine Abwechslung, nichts, was ihn seine Situation vergessen liess. So blieb ihm nur das Ziellose herumwandern. Doch dabei hatte man viel zu viel Zeit, sich Sorgen zu machen.

Maleks Gedanken wanderten immer wieder zu seiner schlechten Lage und der geringen Wahrscheinlichkeit auf eine Aufenthaltsbewilligung. Wöchentlich gab es Gespräche mit der Einwanderungsbehörde, aber wirklich vorwärts kamen sie nie. Weshalb seine Hoffnungen langsam, aber stetig sanken.

Heute war wieder einer dieser Tage, die man dort verbringen musste, um ein und dieselbe Geschichte wieder und wieder zu erzählen. Doch wie auch die anderen hundert Male waren sie am Schluss der Sitzung gleich weit wie am Anfang. Wütend wie Malek war, musste er jetzt auf irgendetwas einschlagen. Er rannte nach draussen, kickte mit voller Wucht in eine Betonmauer und ging schreiend zu Boden, aus seiner Wut wurde bald Verzweiflung. Und keine Minute später flossen die Tränen.

Plötzlich wurde ihm bewusst, wie kindisch er sich eigentlich verhielt. Er schwor sich stark zu sein, für seine Mutter. Die hatte es weiss Gott schon genug schwer und konnte es nicht gebrauchen, wenn er sich wie ein Vierjähriger benahm. Er wischte sich die Tränen weg und stand auf.

Von da an hatte er nicht mehr geweint, er hatte es sich nicht mehr erlaubt auch nur eine Emotion zu zeigen. Er mutierte zu einem grauen Stein, gefühlslos und kalt, als hätte er noch nie Glück

verspürt. Doch das stimmte nicht. Früher einmal, - ihm erschien es wie eine Ewigkeit, war er glücklich gewesen. Mit seinem Vater, seiner Mutter und seiner kleinen Schwester hatte er sorglos und fröhlich auf einem Bauernhof am Stadtrand von Aleppo gelebt, bevor die Bomben gefallen waren, bevor sein Vater unter den Trümmern des Hauses begraben wurde, bevor sie seine Heimat verlassen hatten.

Als sie Wochen später wieder in besagtem Büro sassen, erhielten sie, jeder von ihnen, ein Stück Papier. Ihr Antrag auf Aufenthaltsbewilligung. Ein fetter Stempel prangte am unteren Ende. Bewilligt. Fragend sah Malek zum Angestellten auf. Als der Mann das so kleine und simple Wort «Ja» sagte, war es vorbei. All das Warten, all die Hilflosigkeit, weg. Seine steinerne Miene bekam Risse, die Maske, hinter der er sich verborgen hatte, brach. All die aufgestauten Gefühle flossen heraus, als wäre ein Damm gebrochen. Er lachte und weinte zur gleichen Zeit. Das Warten hatte sich gelohnt.

Die Geschichte hat ein schönes Ende, aber wer mag schon keine Happy-Ends? Jedoch sieht es nicht immer so aus. Wie schnell hätte aus einem «bewilligt» ein «unbewilligt» werden können, aus einem «Ja» ein «Nein»?

## Erinnerungen an einen Ort

Ich öffnete das Tor zum Spielplatz und trat einen Schritt zur Seite, um für meine beste Freundin Jana den Weg freizugeben. "Danke Jaden", murmelte sie mir müde zu und ging an mir vorbei. Ich schloss das Tor hinter mir und folgte Jana, die langsam auf die Schaukeln am anderen Ende des Spielplatzes zusteuerte. Wie immer trug sie ein genau durchdachtes Outfit mit tonnenweisem Schmuck und ihre langen, schwarzen Haaren fielen ihr offen über den Rücken. Jana erreichte die Schaukeln als erste und setzte sich wie immer auf die rechte. Ich liess mich auf die linke sinken und stiess mit den Füßen gegen den Boden, damit ich hin und her schaukelte. Der Wind wehte mir die Haare ins Gesicht, als ich meinen Kopf zu Jana drehte. Sofort bemerkte ich, wie ihre Hände den Sitz der Schaukel umklammerten und wie ihre Schultern ganz angespannt waren. Heute waren unsere letzten Maturaprüfungen gewesen und ich vermutete, dass sich in ihrem Kopf gerade all die Gründe sammelten, warum sie die Matura nicht bestehen würde und als ich sah, dass ihre Haare ihr über die Schultern und ins Gesicht fielen, realisierte ich, dass die Angst sie zu überwältigen drohte. Um sie von ihren Gedanken abzulenken, fing ich an zu reden. "Immer wenn wir hier sind, staune ich, wie viele Erinnerungen ich von diesem Ort habe." Jana brauchte einen Moment, um zu antworten: "Ich auch." Sie betrachtete den Spielplatz und ein Lächeln schlich sich auf ihr Gesicht. Ohne den Blick von ihr zu wenden, fuhr ich fort. "Zum Beispiel der Tag, an dem wir unsere Sandburg gebaut haben." Janas Augen leuchteten auf. "Oh ja! Sie war gigantisch, besetzt mit Muscheln und Steinen, die wir gemeinsam gesammelt haben." Mir fiel das Foto von dem Tag ein, auf dem Jana und ich je auf einer Seite der Sandburg standen und in die Kamera strahlten. "Weisst du noch, wie wir einen Graben gemacht haben und dann das ganze Trinkwasser hineingeschüttet haben, obwohl unsere Mütter uns davon abgeraten haben?", fragte Jana. Ich lachte auf. "Ja! Und kaum 10 Minuten danach hatten wir uns wegen Durst beklagt, solange bis deine Mutter nach Hause gegangen ist, um Wasser zu holen!" Wir brachen in Gelächter aus. "Dann war noch dein siebter Geburtstag", erinnerte sich Jana, "die ganze Klasse war eingeladen und wir sind den ganzen Nachmittag rumgerannt und haben gespielt und gegessen." "Ja, das war der beste Geburtstag meines Lebens", entgegnete ich. Jana drehte den Kopf zu mir und begegnete meinem Blick. Ihre Augen blitzten amüsiert auf und ein Grinsen lag auf ihren Lippen, als sie sagte: "Die Brownies waren sensationell!" Ich grinste zurück. "Da haben wir einen hervorragenden Job geleistet." Sie lachte bei meinen Worten auf. "Hervorragend ist nicht unbedingt das erste Wort, das mir dazu einfällt", entgegnete sie. "Nicht?!", fragte ich gespielt schockiert. Sie sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. "Wir haben Backpulver anstelle von Vanillezucker genommen, haben die Eier vergessen und viel zu viel Mehl verwendet." Ich lachte. "Doch dank den 600g Schokolade waren sie trotzdem richtig lecker", erinnerte ich sie.

Auf einmal wich ihr aber das Lächeln und sie sagte: "Und unser Streit. Der war auch hier." Plötzlich war das einzige Geräusch das Rascheln der sich im Wind bewegenden Blätter. Betroffen sah ich zu Boden. Als wir in der ersten Oberstufe gewesen waren, hatten wir anfangs des Schuljahres unseren ersten und bis jetzt auch letzten Streit

gehabt. Wir redeten selten darüber. Heute konnte ich den Streit aus einem anderen Blickwinkel betrachten, doch ich erinnerte mich noch gut daran, wie überrumpelt ich mich fühlte, als Jana mich plötzlich mitten in meinem Satz unterbrach: "Hör auf damit!", schrie sie mich an. "Was?", schrie ich verständnislos. "Hör auf für mich zu reden! Immer, wenn jemand mich was fragt, antwortest du! Selbst wenn du mich was fragst, gibst du mir keine Zeit zu antworten, sondern vermutest meine Antwort einfach!" - "Das tue ich überhaupt nicht!" - "Doch! Und nicht nur das, wenn ich mal sage, wie ich mich fühle, gehst du überhaupt nicht darauf ein, sondern belehrst mich nur, wie ich mich fühlen sollte!" Ich starrte sie fassungslos an. Ihre Worte ergaben für mich einfach keinen Sinn. Also versuchte ich sie zu beruhigen. "Jana, ich verstehe, dass du eine strenge Zeit durchmachst und ein wenig überfordert bist, doch du überreagierst..." Ich beendete meinen Satz nie, da Jana dazwischenschrie: "Sag mir nicht, was ich bin!" Bei diesen Worten machte es bei mir einfach klick. Mir fielen gleichzeitig tausend Situationen ein, in denen ich genau das getan hatte, was sie mir vorwarf und plötzlich war ich völlig überfordert mit der Situation.

"Jaden", riss mich Janas Stimme aus meinen Gedanken. "Du musst dir keine Vorwürfe machen." Zweifelnd sah ich ihr in die Augen. "Du hast mir versprochen: 'Das werde ich nie mehr tun, ok? Von jetzt an werde ich immer fragen, wenn du das willst!', und du hast dir Mühe gegeben, dieses Versprechen zu halten." - "Es hat aber so lange gedauert", seufzte ich. "Das ist nicht, was zählt, Jaden. Es zählt, was daraus geworden ist." Jana bemerkte, dass ich noch immer nicht überzeugt war, also griff sie nach meiner Hand und redete sanft, aber bestimmt auf mich ein: "Jaden, dass du mich immer fragst, wie ich mich fühle, dass du immer meine Bestätigung erwartest, bedeutet mir alles. Unsere Freundschaft lebt davon, immer das 'Ja' des anderen abzuwarten." Dankbar drückte ich Janas Hand und lächelte ihr zu. Plötzlich fiel mir mein Geschenk ein. Aus der Tasche meiner Jacke holte ich eine kleine Box, um die ich eine Schleife gebunden hatte. Ich reichte sie Jana. "Das ist für dich. Weil wir die Kanti nun endlich hinter uns haben." "Wenn wir die Matura bestehen", erinnerte sie mich. "Das werden wir sowieso", entgegnete ich. Jana lächelte mich an, nahm das Geschenk entgegen und öffnete es. Ich knetete nervös meine Hände, während ich ihre Reaktion beobachtete. Ihre Augen weiteten sich überrascht, als sie das Geschenk sah. Es war eine goldene Kette, wie eine von denjenigen, bei denen in der Mitte der Name der Person festgemacht war, doch anstelle ihres Namens standen zwei Grossbuchstaben. JA. Jana blickte zu mir hinauf. "JA wie das Wort 'ja'?", flüsterte sie. Ich nickte. "Und wie Jana und Jaden", ergänzte ich. "Das war eine wundervolle Idee, Jaden. Danke." Ich zuckte mit den Schultern, doch innerlich war ich erleichtert, dass es ihr gefiel. Jana zog sich die Kette an und in dem Moment reflektierte Janas Kette die Sonnenstrahlen und die zwei Buchstaben leuchteten mir entgegen. JA.

Ja

Als die Braut an ihrer Bankreihe vorbeiglimmt, hielt Charlotte kurz den Atem an. Irina sah so schön aus in ihrem Kleid, das sogar noch heller strahlte als ihre Zähne, bei denen sich Charlotte sicher war, dass sie nicht von Natur aus so weiss waren. Es war mehr als Bewunderung, es war Neid. Irina hatte ihren Marco gekriegt, obwohl keine ihrer Freundinnen ihr am Anfang eine gute Chance gegeben hätte. Sie war schliesslich nicht die einzige gewesen, die sich für Marco interessiert hatte, – und auch nicht die einzige, für die Marco sich interessiert hatte.

Charlotte seufzte leise und drückte Jans Hand. Jan war ein guter Freund. Er hatte einen ordentlichen Job. Er war humorvoll. Er liebte *Friends* wie sie, und hasste Taylor Swift, wie sie. Und er mochte sie, das war ihr schon bewusst. Sie war sonst nicht gerade der Hit bei den Männern, zu brav, zu unscheinbar; an den Partys waren es immer die Freundinnen, die von den Männern angesprochen wurden. Sie hatte lange genug auf jemanden wie Jan gewartet, auf jemanden, der sie mochte. Aber sie war sich immer noch nicht sicher, ob er sie auch *liebte*, – und noch weniger war sie sich sicher, ob sie ihn liebte. War er der Richtige? Würden sie auch einmal nebeneinander vor dem Priester stehen so wie Irina und Marco jetzt und ihre Jas hauchen?

“Schönes Kleid”, sagte sie zu Jan, als sie nach der Trauung in der Schlange standen, um dem Brautpaar zu gratulieren. “Ja, aber nichts gegen das Tattoo.” “Welches Tattoo?”

Beim Händeschütteln sah sie es: Auf Irinas linkem Oberarm stand in schöner, altmodischer Schreibschrift: *Marco*. Instinktiv wanderte Charlottes Blick zum Bräutigam hinüber. Seine Oberarme waren im Anzug versteckt, schade. Aber dann entdeckte sie ein zierliches Irina auf seinem rechten Handgelenk. Das war wahre Liebe!

An der Party danach gab es coole Musik und gratis Alkohol, was wollte man mehr. Jan legte seinen Arm um sie, als sie zusa- hen, wie Irina und Marco eng umschlungen miteinander tanz- ten. Die beiden sahen so glücklich aus, so verliebt! Irinas *Marco* war für alle deutlich zu lesen. Charlotte drehte sich um und gab Jan einen Kuss – und er küsste sie zurück, lang und leidenschaft- lich. Sein Kuss schmeckte nach Wodka, aber das störte Charlotte nicht – sie war selber schon ein bisschen beschwipst. Er flüsterte ihr etwas ins Ohr, aber sie konnte ihn nicht verstehen, weil die Musik so laut war. “Häh?”, machte sie. “Ich liebe dich!”, schrie er. Jetzt hatten es auch Irinas Eltern gehört, die neben ihnen stan- den. Irinas Mutter lächelte Charlotte an. “Komm, tanz mit mir!”, sagte Charlotte zu Jan. Sie tanzten, bis die Band Pause machte. Charlotte konnte nicht aufhören zu grinsen und hielt sich an Jan fest, damit sie nicht stolperte. Er umarmte sie und liess seine rechte Hand auf ihren Hintern gleiten. “Komm mit!”, sagte sie. “Ich hab eine Idee!”

Charlotte war eigentlich zu betrunken zum Autofahren, aber sie war auch zu betrunken, um ein schlechtes Gewissen deswegen zu haben. Beim Bahnhof gab es einen Laden, der rund um die Uhr offen hatte. Er war spärlich beleuchtet und die Wände wa- ren mit Bildern von Frauen in Bikinis und Männern auf Motor- rädern vollgeklebt. “Meinst du das ernst?” Jans Gesicht sah blass aus. “Ich find’s cool”, sagte Charlotte. “So romantisch! Du liebst mich doch, oder?” Sie drückte auf die Glocke, die neben Jan auf dem Tresen stand. “Hallo? Sie haben Kunden!” Eine Tür dahin- ter öffnete sich und eine Frau kam heraus. Sie musterte Charlotte und Jan von oben bis unten und sagte: “Ziemlich fein angezo- gen. Was darf’s denn sein?” “Ich will seinen Namen und er mei- nen! Hier!” Charlotte zeigte auf ihr Schlüsselbein. “Zehn Fran- ken pro Buchstaben, okay?” “Okay”, sagte Charlotte. Jan sagte nichts. “Na gut, dann kommt mal mit!”, sagte die Tätowiererin und ging ins Nebenzimmer. Charlotte folgte ihr und Jan folgte Charlotte. “Wer fängt an?” Ohne zu zögern zeigte Charlotte auf Jan. “Er!” – “Aber, Charlotte!” Jans Stimme klang weinerlich.

“Können wir nicht wenigstens eine Nacht drüber schlafen? Dein Name hat neun Buchstaben!” Aber Charlotte war schon dabei, ihm das Hemd aufzuknöpfen. “Keine Angst, Jan! Ich liebe dich. Ich halte deine Hand.”

“Du warst wirklich tapfer”, sagte Charlotte zu Jan, als alle neun Buchstaben ihres Namens rotumrahmt auf Jans Brust prangten, vom Schlüsselbein bis zur Halsmulde. “Mir ist übel”, sagte Jan. “Küss mich!”

“So, du bist dran!” Jan stand auf und Charlotte liess sich auf die vorgewärmte Liege sinken. Die Frau zog ihren Stift hervor und begann Jans Namen auf Charlottes Schlüsselbein vorzu- zeichnen. “Das könnte jetzt etwas wehtun. Tattoos über einem Knochen tun immer mehr weh. Aber es sind ja nur drei Buchsta- ben. Sei froh, dass dein Freund nicht Christopher heisst.” Die Tätowiererin lachte, aber Charlotte war nicht mehr zum Lachen zumute. “Das schaffst du schon”, sagte Jan und nahm ihre Hand. “Ist gar nicht so schlimm.”

Ein Sirren ertönte und Charlotte machte sich bereit. „Au!“ . Sie biss die Zähne zusammen. „Au, au, au, au, au.“ Es schien ewig zu dauern. “Stopp!” Endlich hatte sich der Nebel in ihrem Kopf gelichtet. “Stopp!” Die Frau sah auf. “Was ist? Wir sind fast fertig, nur noch das N.” “Nein! Aufhören! Ich will nicht mehr!” Charlotte sprang von der Liege. “Kann ich nicht morgen wieder- kommen? Oder übermorgen?”

Aber am nächsten Tag hatte Charlotte keine Zeit und am übernächsten Tag auch nicht und auch nicht in der restlichen Woche. Jan fand das gar nicht lustig. “Was ist mit dir? Es war doch deine Idee. Ich fühle mich schon ein bisschen verarscht. Ich lasse mir neun blöde Buchstaben auf die Brust tätowieren und du machst nach zwei schlapp? Liebst du mich nicht mehr? Und was soll das jetzt überhaupt heissen, JA? Alle werden dich aus- lachen. Ich zahle für das N, wenn du willst. Ich fahre dich zum Tätowierladen und halte deine Hand. Wir können nachher essen gehen oder ins Kino.” Aber jetzt, da sie wieder nüchtern und im Alltag angekommen war, war sich Charlotte gar nicht mehr so sicher, ob sie das N überhaupt noch wollte.

“Charlie!” Charlotte sah sich um. Die Bar war voll und mit den bunten Lichtern war es schwierig, Gesichter zu erkennen. “He, Charlie, hier drüben!” Jetzt entdeckte sie Sophie, die ihr von der Bar her zuwinkte. “Schön, dass du hergefunden hast. Looking sexy tonight! Ich hätte nie das Selbstbewusstsein, so ein Kleid zu tragen.” Der Mann neben Sophie lehnte sich zu Charlotte hin- über. “Olala. Habe noch nie so ein einladendes Tattoo gesehen. Du bist sicher offen für Neues, oder? Wie heisst du denn?” “Charlie”, sagte Charlotte, aber sie wurde von Sophie unterbro- chen. “Lass dich von dem JA nicht täuschen. Sie sagt meistens nein.”

Als der Mann sich wegdrehte, wandte sich Sophie wieder Charlotte zu. “Ich sitze schon seit zwei Stunden hier herum und mich hat noch kein einziger Typ angequatscht, und du bist noch keine Minute da und ...” Sophie pfiiff durch die Zähne. “Ich geb’s zu, ich bin neidisch. Vielleicht sollte ich mir auch so ein JA auf die Haut tätowieren lassen. Seit ich dich kenne, triffst du auf je- der Party zehn Männer, die was mit dir haben wollen, und ich treibe mich immer noch auf Dating-Apps herum. Und dort gibt’s sowieso nur Mist. Ich meine, schau ...” Sie holte ihr Handy aus der Tasche und öffnete Tinder. “Dieser Typ zum Beispiel. 31. Single. Liebt *Friends* und hasst Taylor Swift. Und das Hemd bis oben zugeknöpft!” Wenn du wüsstest, warum, dachte Charlotte und strich sich über ihr Tattoo. “Wetten, der datet nur Langwei- lerinnen, trinkt nicht und geht nie tanzen.” Sophie warf einen letzten verächtlichen Blick auf ihn und wischte ihn nach links. Charlotte seufzte leise. Schuldgefühle, Mitleid? Vielleicht ein bisschen. Aber sie konnte damit leben.

## Zu viel

Samstagnachmittag, Mitte Mai 2022. Ich sitze am langen, hölzernen Esstisch meiner Cousine. Die Sonne scheint in die Wohnung und taucht alles in ein goldenes Licht. Um mich herum hat es sich meine ganze Familie bequem gemacht, wir geniessen die selbstgemachte Pizza. Die Stimmung ist ausgelassen, immer wieder erklingt das schallende Lachen meines Onkels. Da höre ich, wie am anderen Ende des Tisches meine Schwester mit meiner Tante über den Amoklauf in der Grundschule im texanischen Uvalde diskutiert. Ich spitze die Ohren. Die Stimmung ändert sich schlagartig, das gerade noch so fröhliche Gelächter verstummt. Die ganze Familie fokussiert sich nun auf dieses eine Gespräch, Betroffenheit macht sich breit. Meine Gedanken schweifen ab zu den Berichten über die erschossenen Kinder und zerrissenen Familien, die ich gelesen habe. Ich spüre, wie sich meine Finger verkrampfen, fühle den kühlen, rauen Stoff des Stuhls unter meinen schwitzigen Händen. Die Vorstellung, dass jemand in eine Schule stürmt und Menschen umbringt, während die Polizei draussen steht und wartet, dreht mir den Magen um. Ich blicke auf, meine Tante beobachtet mich. «Konzentriere dich auf die guten Dinge dieser Welt, dann geht es dir besser, meinst du nicht?» fragt sie mitfühlend. «Ja», kommt mir leise über die Lippen. Aber eigentlich frage ich mich, wie man sich auf die guten Dinge konzentrieren kann, wenn die schlechten doch so viel grösser sind.

Montagabend, auch im Mai. Leicht fröstelnd stehe ich mir in der schwindenden Abendsonne auf dem Bärenplatz in St. Gallen die Beine in den Bauch. Bewaffnet mit einem leuchtgrünen Klemmbrett und einem Kugelschreiber sammle ich Unterschriften für die Umweltverantwortungsinitiative. Aufmerksam studiere ich die Leute, die durch die vollen Gassen stressen. Die einen in teuren Anzügen mit geglätten Haaren, die anderen schwer bepackt mit Einkaufstaschen. Fasziniert folgen meine Augen den verschiedenen Menschen und ich überlege mir, welcher Person ich wohl eine Unterschrift abgewinnen könnte. Jemand spricht mich an. Er fragt mich, wofür ich sammle. Als ich es ihm erkläre, ziehen seine Mundwinkel nach oben, ein belustigter Ausdruck macht sich auf seinem faltigen Gesicht breit. «Weisst du, ihr Jungen macht viel zu viel Panik. Stünde es mit unserer Umwelt und dem Klima wirklich so schlecht, wäre längst gehandelt worden. Habt doch etwas Vertrauen, das wird sich schon wieder alles eependeln, oder nicht?», belehrt er mich. «Ja», antworte ich mit müder Stimme. Dann laufe ich zügig davon. Ich will nicht diskutieren. Ich will nicht schon wieder erklären, dass meine Zukunft auf dem Spiel steht. Ich will nicht sagen müssen, dass ein grosser Teil der Menschheit nicht überleben wird, wenn wir so weitermachen. Denn wenn ich das sage, schnürt mir Angst die Brust zu. Ich will diese Angst nicht, sie lähmt.

Donnerstagmittag, in der gleichen Woche. Meine Kolleginnen stehen in der Mensa Schlange, um Mittagessen zu kaufen. Also sitze ich allein auf dem Boden unter der grossen Treppe und staune über die Welt vor dem Fenster. Wie schön sie doch ist. Vögel zwitschern in der warmen Mittagssonne und eine ältere Dame hat es sich auf einer Parkbank mit einem Buch gemütlich gemacht. Durch meinen Kopf ziehen Bilder

von blühenden Wiesen, von lachenden Kindern. Ich denke an das warme Lächeln der Menschen, wenn sie jemanden umarmen. An die Leute, die in ihre Musik versunken im Bus sitzen. In mir macht sich Zufriedenheit breit, eine wohlige Wärme. Mein Handy blinkt auf. Meine Mutter hat einen Zeitungsartikel in den Gruppenchat geschickt. Rasch huschen meine Augen über die Schlagzeile. «Die Einheit der EU bröckelt. – Kommt das Öl-Embargo gegen Russland nun doch nicht zustande?» Meine Augenbrauen ziehen sich zusammen, ich spüre, wie sich Falten auf meiner Stirn bilden. Mein Blick wandert zurück zum Fenster. Die Parkbank ist nun leer, Wolken haben sich vor die Sonne geschoben. Wind fegt durch die grünen Blätter der Bäume. Es fühlt sich an, als ob die warme Mittagssonne gegen dunkle Gewitterwolken ausgetauscht worden ist. Als ob ein Sturm aufzieht. Ein Sturm aus Krisen, der in rasender Geschwindigkeit auf mich, auf uns, zukommt. Die eben noch so glücklichen Bilder in meinem Kopf werden ersetzt durch solche von Flüchtenden, von Krieg und Gewalt. Ich bekomme Gänsehaut. Hinzu kommen dutzende Fakten über die Klimakrise. 1.5 Grad Erderwärmung ist mit heutigem Kurs im besten Falle 2030 erreicht. 2030, wenn nicht früher. Dann bin ich 24 Jahre alt. Wie ein Mantra leuchten die Zahlen immer wieder in meinem Kopf auf. 1.5 Grad bedeutet das Überschreiten von grossen Kippunkten, bedeutet noch mehr Katastrophen, Tod, Systemkollapse. Meine Tante kommt mir in den Sinn. Plötzlich bin ich wütend, wütend auf sie, weil es doch viel zu einfach ist, sich auf die guten Dinge zu fokussieren, während für so viele Menschen die Welt gerade zerbricht. Wütend auf mich, weil ich weiss, dass es niemals reichen wird, egal was ich tu. Ein Ziehen in meinem Bauch macht sich bemerkbar, ich verspanne mich.

«Alles okay?» erschrocken dreht sich mein Kopf. Zu schnell, ich spüre einen Zwick im Nacken. Ich habe nicht bemerkt, dass ich nicht mehr allein bin. «Ja.» Abwesend schweifen meine Augen zurück zum Fenster. Das Ja glaube ich mir selbst nicht.

Feministische Demonstration zum «Nur Ja heisst Ja» - Gesetz in Zürich, Ende Mai. Hunderte Menschen auf dem Helvetiaplatz, alle sehen anders aus, kommen von verschiedenen Orten. Ich lausche ihren Geschichten, es sind Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt und fehlender Gerechtigkeit. Ihre Worte brennen sich in meinen Kopf ein, ich fühle mit. Mir kommen die Tränen. Ich schwanke zwischen Wut und Hoffnungslosigkeit. Es ist laut hier, es ist heiss und es ist zu viel. Mein Verstand setzt aus. Ich bin da, aber nicht wirklich. Nehme nichts mehr wahr. Alles um mich herum verschwimmt, wird zu einem einzigen Strudel aus Geräuschen und Bewegung. Meine Hände zittern. Ein Blick trifft mich. Ich kenne die Person nicht. Sie schaut mich an, mir direkt in die Augen. Ganz leise, mitten in all dem Trubel, sagt ihr Blick: «Gib nicht auf. Wir kämpfen zusammen, okay?» Ich blicke zurück. «Ja.»

## Der Ja-Markt

Es war ein kalter Oktobermorgen und Nieselregen fiel in grossen, kalten Tropfen vom wolkenverhangenen Himmel. Ein Anzug, in dem eine junge Frau verborgen war, lief raschen Schrittes an den kargen, grauen Häusern vorbei. Ihre rechte Hand umkrallte eine Agenda. Sie hatte schliesslich noch viel zu tun. Ein Anzug in einem Ozean von Anzügen, alle grau, alle bestückt mit einer schwarzen Krawatte. Jeder Anzugträger war bewaffnet mit einem schwarzen Aktenkoffer und Schuhen wie flüssiges Pech. Alle hatten ein Ziel, eine Mission, ebenso die Anzug-Frau. Zielstrebig bahnte sie sich einen Weg durch die Menge, bis sie plötzlich stockte und stehenblieb.

In einem engen, schmutzigen Gässchen zu ihrer Linken baumelte etwas, was sie schon lange nicht mehr gesehen hatte. Farbe. So viel Farbe. Ein Schild in warmem Gelb und Rot mit einer beinahe lächerlich in ihrer Farbigkeit wirkenden Lichterkette. Sie bemerkte gar nicht, wie das Meer an Anzugträgern hinter ihr weiterwogte, zu sehr in den Bann gezogen vom Schild. *JA-MARKT*. Die Aufschrift liess die Frau unwillkürlich ihre Stirn runzeln. Darunter war ein Pfeil, der weiter in das Gässchen hinein zeigte. Ihre Füsse machten unwillkürlich einen Schritt vorwärts, bevor sie aus ihrer Trance hochschrak. Was machte sie da eigentlich? Sie hatte in wenigen Minuten ein wichtiges Meeting mit ihrem Boss, sie hatte keine Zeit für merkwürdige Schilder – so neugierig dieses sie auch stimmen mochte. Nein, sie hatte definitiv keine Zeit.

Wenige Minuten später hastete ein fluchender grauer Anzug zwischen den engen Häusern dem Pfeil entlang. Sie sollte umkehren, sie sollte wirklich umkehren, – aber sie wollte diesen Ja-Markt wenigstens einmal sehen. Nur einmal, nur ganz kurz. Mit jedem Schritt floss Farbe in die triste Umgebung. Blumenkästen auf den schmalen Fenstersimsen der eng gepressten Häuserreihen auf beiden Seiten. Grünende und knospende Ranken schlangen sich über ihrem Kopf hinweg und bunte Girlanden flatterten im leichten Wind. Der Duft von Geranien und frisch gebackenem Brot.

Die Frau stolperte aus der engen Gasse hervor auf einen Platz inmitten der Häuserschluchten. Dort stand er. Ein kleiner, unscheinbarer Verkaufsstand, der von einem Schild mit der Aufschrift *Ja-Markt* gekrönt war. Hinter der Theke sass ein älterer Mann mit einem Regenbogen-Schal um seinen Hals geschlungen. Er sah auf und bedeutete ihr näher zu kommen. „Sie sind spät dran. Aber ich schätze, besser spät als nie.“

Die Frau runzelte die Stirn: „Sie können mich nicht erwartet haben. Ich weiss ja nicht einmal, was das hier für ein Ort ist.“ Der Mann lächelte milde: „Ich konnte Sie erwarten, weil jeder irgendwann hier strandet. Früher oder später kommt jeder mal an meinem Shop vorbei. Und Sie wissen genau, wo Sie hier sind. Sie haben schliesslich schon lange nach diesem Ort gesucht.“

Die junge Frau schüttelte entschieden den Kopf: „Ich weiss nicht, wovon Sie reden.“ – „Natürlich wissen Sie das. Sie sind hier auf der Suche nach einem Geschäft, einer Chance ...“

„Sprechen Sie nicht in Rätseln, sondern kommen Sie auf den Punkt! Ich hab’ eh keine Zeit hier zu sein, ich muss zu meinem Meeting!“

„Sie haben immer Zeit. Sie müssen sich diese Zeit nur nehmen. Glauben Sie wirklich, ein einzelnes Meeting ist von Bedeutung, in Hinsicht auf Ihr gesamtes Leben?“ Er fuhr fort, bevor die junge Frau ihm ins Wort fallen konnte: „Sie wollten wissen, was ich verkaufe? Ich verkaufe Zeit. Nicht mehr Zeit als Sie normalerweise haben. Nur eine andere Prioritätensetzung. Daher kommt auch der Name *Ja-Markt*. Ein Markt, der *Jas* verkauft. Möglichkeiten, zu etwas ja zu sagen, was nicht mit Arbeit zu tun hat.“

„Wofür sollte ich so ein Angebot brauchen? Ich bin mit meinem jetzigen Leben zufrieden.“ Der Mann sah sie mitleidig an. „Zufrieden? Vielleicht. Aber nicht glücklich.“ – „Was wissen Sie denn schon?“, fuhr die Frau ihn an. „Wer ist denn heute schon glücklich?“ Die Stimme des Mannes war ganz ruhig, als er antwortete: „Ich. Ich bin glücklich.“

Ein vereinzelter Regentropfen rann an der Wange der jungen Frau herunter. Keine Träne. Ganz sicher keine Träne. Nur ein Regentropfen. Ihre Unterlippe zitterte. „Es spielt keine Rolle, wie es mir geht. Ich habe Verantwortungen und Pflichten gegenüber meinem Job.“ – „Und Sie haben Verantwortungen und Pflichten gegenüber Ihnen selbst. Ausserdem sollten Sie nicht ihre Arbeitskollegen über Sie selbst stellen. Ich verspreche Ihnen, dass es niemandem auffallen wird, wenn Sie irgendwann ein unausweichliches Burnout erleiden. Und ich verspreche Ihnen, dass Ihr Leben keine Geld-zurück-Garantie hat. Wenn Sie auf Ihrem Sterbebett merken, dass Sie nie wirklich gelebt haben, wird es zu spät sein.“

Die Frau packte den Griff ihres Aktenkoffers ein wenig fester. Ihre Stimme war rau und tonlos, als sie sprach: „Ich muss los.“ – „Tun Sie sich das nicht an. Sie haben dringend eine Pause nötig. Alles, was Sie tun müssen, ist ja zu sagen. Seien Sie wieder spontan, so wie Sie es als Kind einst waren.“

„Ich glaube nicht, dass ich das noch kann.“ Der ältere Mann erhob sich und sah ihr direkt in die Augen. „Natürlich können Sie das. Sie haben sich bereits Zeit genommen, diesen Ort zu finden, das ist Beweis genug.“ Die Frau zögerte, bevor sie sich einen Ruck gab und wieder nähertrat: „Okay. Dann sage ich jetzt ... ja.“

„Die junge Frau schlug die Augen auf, weil ihr ein Regentropfen ins Gesicht fiel. Sie blinzelte, unsicher wo sie sich befand. Der *Ja-Markt* war verschwunden. Genauso wie ihre Agenda.“

## Wie die Wörter Ja und Nein entstanden sind

Bevor Wörter Wörter waren, lebte ein Junge namens Ja in einem kleinen Dorf in einem kleinen Königreich. Ja war in allem gut. Er war der beste, klügste und beliebteste Mensch in seinem Dorf. Ja hatte einen Bruder, und der hieß Nein. Dieser war eifersüchtig auf Ja, weil er selbst nicht besonders gut war. Wann immer die Dorfbewohner Nein um Hilfe baten, lehnte er ab, weil er die Menschen nicht besonders mochte. Wenn jemand Ja um einen Gefallen bat, half der ihm gerne, und es machte ihm insgeheim nichts aus, dass Nein sich darüber ärgerte, wenn er es tat.

Eines Tages gingen Ja und Neins Vater Okay auf eine lange Reise, und er überließ seinen beiden Söhnen die Verantwortung für alle Tiere. Ja kümmerte sich gut um den großen Gockel, die Igel und den Steinbock. Nein wollte sich nicht mit den langweiligen Aufgaben befassen, die mit der Pflege der Tiere verbunden waren. Anstatt seinem Bruder zu helfen, ging Nein zum See und warf Steine ins Wasser. Ein paar Tage nachdem sein Vater gegangen war, bat Ja seinen Bruder, auf den Steinbock aufzupassen, während er etwas zu essen besorgte. Anstatt zu tun, was Ja verlangte, legte sich Nein hin, schloss die Augen und vergaß den Steinbock.

Zufällig hatte der König eine Straße in der Nähe, auf der er oft reiste. So oft, dass seine Kutsche ausweichen musste, um den Steinbock nicht zu überfahren, als dieser auf die Straße lief. Der König wurde aus der Kutsche geschleudert, fiel zu Boden und verletzte sich. Er verlangte zu wissen, warum ein Steinbock auf seiner Straße zugelassen worden war, und bat alle Dorfbewohner um eine Erklärung. Ja war immer ehrlich, und so erzählte er dem König die ganze Geschichte. Der König dachte einen Moment lang nach und hatte dann eine Idee, mit der er sehr zufrieden war. Ja und Nein sollten als seine persönlichen Assistenten im Schloss arbeiten, als Strafe für das, was später als der schlimmste Unfall mit einem Steinbock und einer Kutsche in der Geschichte des Königreichs bezeichnet wurde.

Der König brauchte Hilfe bei vielen Dingen rund um das Schloss, denn ein König kann sich nicht um die täglichen Aufgaben kümmern, die mit der Führung eines Reichs verbunden sind. Doch bald nach seiner Entscheidung über die beiden Brüder wurde ihm klar, dass nur Ja als Diener für ihn von Nutzen sein würde. Wann immer er Nein bat, ihm etwas zu bringen, wurde es weggeworfen, zerbrochen oder

gegessen. Der König war sich ziemlich sicher, dass Nein der schlechteste Diener der Welt war.

Die wichtigste Aufgabe der Brüder bestand darin, bei der Auswahl des Essens für ein großes Fest zu helfen, das der König später am Abend geben wollte. Köche aus dem ganzen Reich standen vor dem Schlosstor Schlange, um dem König ihr Essen für das Fest anzubieten. Natürlich konnte der nicht selbst hingehen und das Essen holen, also bat er Ja und Nein, dies für ihn zu tun. Die erste Köchin kam durch das Tor und rief dem Torwächter zu: "Ich bringe meinen köstlichen Heidelbeeruchen für das Festmahl des Königs!" Der hörte dies und dachte sich, dass dieser Kuchen perfekt für ein solches Ereignis sei. Er wollte nicht, dass dem Heidelbeeruchen etwas passiert, also rief er "Ja!" und bat ihn, ihn zu holen. Der nächste Koch trat ans Tor heran. "Ich biete dem König Müsli an!", sagte er. Der König mochte Müsli nicht besonders und wusste genau, wie er sie loswerden konnte. "Nein!", schrie er und schickte Nein los, um die Suppe zu holen. Nein ließ sie fallen, bevor der König sie überhaupt riechen konnte. Das ging stundenlang so weiter. Wenn dem König ein Gericht gefiel, rief er "Ja!" und es wurde in das Festmahl des Abends aufgenommen. Gefiel es ihm nicht, hörten alle ein lautes "NEIN!" und das Gericht wurde kurz darauf von einem Diener mit einer sehr schlechten Einstellung zerstört.

Schon bald sprach sich das im ganzen Königreich herum, denn wenn ein König etwas tut, sind seine treuen Untertanen nicht weit davon entfernt. Wenn sie keine zweite Schaufel Kartoffeln wollten, sagten sie "Nein". Und wenn ihnen gefiel, was jemand anbot, sagten sie "Ja". Und seit diesem Tag bedeutet "Ja" "Ja" und "Nein" "Nein".

Das kleine Königreich ist zufällig auch der Geburtsort der Cousins von Ja und Nein, Bitte und Danke, aber das ist eine andere Geschichte für ein anderes Mal...